

btb

Frida ist sechzehn, als sie 1987 im Rahmen eines Kulturaustauschs aus Illinois in Castellammare di Stabia am Golf von Neapel landet. Sie erwartet eine Landschaft, in der die weiße Gischt des Wassers gegen den schwarzen Vulkansand schlägt, in der die Felsen und die dunklen Bäume des Monte Faito auf das blaue Meer treffen, in der sich die Pastaläden in Gragnano, mit ihren von der Sonne ausgebleichten Schildchen, einer an den anderen drängen. Es ist eine Welt, in der Gegensätze aufeinanderprallen und sich gegenseitig ergänzen: Erde und Wasser, Tag und Nacht, Gut und Böse. Ein Jahr Schule und Leben in einer italienischen Familie wird für Frida eine Zeit der Entdeckung, der Begeisterung, der ersten Liebe, des Verlusts und des Wachstums sein. Ihre Gastmutter Anita, extrovertiert und unkonventionell, begegnet Frida mit Bestimmtheit und doch auf ihre Art mit Zartheit. Sie führt das Mädchen in die Welt der erwachsenen Frauen ein, der Gefühle, der Leidenschaften, der inneren Qualen. Anita ist es auch, die Frida vor Raffaele warnt, einem Jungen, der in der Welt der Camorra aufgewachsen ist und Frida vor allem aber durch seine Verletzlichkeit fasziniert.

HEDDI GOODRICH, geboren 1971 in Washington, kam 1987 das erste Mal nach Neapel. Nach einer kurzen Rückkehr in die USA studierte sie bis Ende der 90er-Jahre in der pulsierenden süditalienischen Stadt. Sie hat einen Abschluss in Linguistik und Literatur.

»Eine Liebe in Neapel« war ihr erster Roman, der in Italien monatelang auf der Bestsellerliste stand und von Presse und Publikum begeistert aufgenommen wurde.

Heddi Goodrich lebt heute mit ihrem Mann und zwei Söhnen in Auckland, Neuseeland.

Heddi Goodrich

Ein Jahr am Meer

Roman

*Aus dem Italienischen
von Franziska Kristen*

btb

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem
Titel »L'Americana« bei Giunti Editore S.p.A., Florenz – Mailand.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutschsprachige Erstausgabe Mai 2024,
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Copyright © 2021 by Giunti Editore S.p.A., Florenz – Mailand,
www.giunti.it

Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagmotiv: ©Shutterstock/Lantern Works, DarkBird

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

SL · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-77435-7

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/penguinbuecher

Für meine Mütter

Noch weiß ich es nicht, aber an demselben Wochenende, an dem Anita Palomba mir, ihrer amerikanischen Tochter, zum ersten Mal begegnet, wird sie den Mann ihres Lebens verlieren. Vielleicht soll diese Frau, die zu viel vom Leben verlangt, damit bestraft werden, vielleicht geht es aber auch nur darum, das natürliche Gleichgewicht der Erde wiederherzustellen, dem zufolge zu einem bestimmten Zeitpunkt stets eine gleiche Anzahl männlicher und weiblicher Wesen, Regen und Dürre, Tag und Nacht existieren.

Sie hätte auch eine andere zur Tochter haben können, zum Beispiel Brenda aus Kalifornien, die zusammen mit uns und all unserem Gepäck aus dem Waggon der *Circumvesuviana* steigt und sich wie verzaubert umschaute, obwohl der Ort, an dem wir uns nun befinden, nicht länger das märchenhaft fiktive Postkartenitalien ist, sondern der Realität aus den Fernsehnachrichten entspricht. Die Wimperntusche betont das unvoreingenommene Staunen in ihrem Blick und das hoffnungsfrohe Grün der Regenbogenhaut. Ich habe nicht den Mut, mir die Wimpern zu tuschen und so offenkundig zu zeigen, zu welcher Hälfte der Menschheit ich gehöre. Aber Brenda ist ein positiver Mensch. Hochgewachsen und aufrecht wie die Neubauten, die sich mit ihren der Hitze trotzensden, offen stehenden Balkontüren ringsherum drängen, um uns zu beobachten.

Anita hätte auch eine schwedische Tochter, nämlich Sif, haben können, aus deren ungeschminkten Augen dieselbe wachsende Unruhe spricht, die auch ich verspüre. Oder einen Sohn wie Huang oder Jesús, deren Namen sofort nach der Landung am Flughafen Fiumicino ihre Anfangsbuchstaben eingebüßt haben. »Bia Nosserra«, liest Jesús vor, während er die Taschen unter dem Halteschild Via Nocera abstellt und, da noch keine Einheimischen oder Erwachsenen in der Nähe sind, fortfährt, sich in seinem merkwürdigen Italienisch auszulassen.

Aber Anita hat mich bekommen. Sie muss mich an dem Foto auf dem Formular erkannt haben, denn schon kommt sie mit strahlendem Lächeln auf mich zu, als berge sie in ihrer Brust ein Geheimnis, das sie mir unbedingt anvertrauen müsse.

Sie sieht aus, als käme sie gerade vom Strand. Atemlos und braun gebrannt, mit einem klimpernden Schlüsselbund in der Hand und einer bis zum Brustansatz aufgeknöpften Bluse. Ihr geblümter Rock flattert auf, als der Zug abfährt, und zwei zart gebräunte Beine, so glatt wie ihr Gesicht, eilen mir entgegen. Ich sehe keine Augenbrauen, vielleicht ist sie von Natur aus blond. Oder auch nicht.

Ohne ein Wort der Begrüßung schließt sie mich in die Arme. Ich spüre das Piksen ihres Goldkettchens, mein Gesicht verschwindet in ihrem dichten, verstrubbelten Haar, wodurch mir der Anblick der ersten, unbeholfenen Begegnungen der anderen Jugendlichen mit den ihnen bescherten Gasteltern erspart bleibt. Das Schicksal hat mich im Griff. Anitas fester, nach Fendi und Pfefferminzkaugummi duftender Körper wird von einem leichten Zittern erfasst, das sich wie ein elektrischer Strom auf mich überträgt. Sie lacht. Ein raues, aber gleichzeitig kindliches Lachen, wie wenn man einen neuen Witz erzählt

bekommt und auch etliche Minuten nach dem eigentlichen Clou noch immer nicht die übertriebene und maßlose Heiterkeit verbergen kann. Wie kommt es, dass ich in einer Frau, die ich nie zuvor gesehen habe, ein derart unverfälschtes, derart schönes Lachen entfache?

Sie gibt mich frei. »Mein Gott, endlich bist du hier! Ich heiße Anita, aber nenn mich ruhig *Mamma* Anita. Du bist bestimmt hungrig nach der Reise. Hast du Hunger? Wir fahren sofort nach Hause, dann kann ich dir etwas zu essen machen. Und dann ruhst du dich ein bisschen aus. Du bist sicher müde, oder?«

Ich bejahe, das erscheint mir die beste Antwort.

Hinter ihrem Rücken sehe ich den verantwortlichen Ortsassistenten auf uns zueilen, der uns, als offizieller Vertreter des Westberliner Vereins, pflichtschuldig in Empfang nimmt. Mit übertriebener Geste reicht er uns die Hand und geleitet uns in teutonischer Manier über den Bahnübergang und mitten hinein in den Verkehr der Ortschaft. Mein Rollkoffer stolpert durch die Schlaglöcher, lautes Hupen betäubt meine Ohren, und schon nach wenigen Augenblicken habe ich die andern aus dem Blick verloren.

Anita hat in zweiter Reihe geparkt, das erklärt ihre Eile. So mühelos, wie sie meinen Koffer in den Kofferraum bugsiert, würde man nicht glauben, dass er vollgestopft ist mit englischsprachigen Romanen, Skizzenblöcken und dicker Winterkleidung. »Ziegelsteine kannst du übrigens auch in Castellammare kaufen«, sagt sie zu mir.

Vielleicht sollte ich lachen. Doch sie selbst lacht auch nicht mehr, als sie nun den ersten Gang einlegt, als würde sie einem alten Pferd einen Tritt versetzen. Sie ist voll und ganz konzentriert. Fährt wie ein New Yorker Taxifahrer, weicht nach rechts und nach links aus, drückt grundlos, aber ohne Aggression

auf die Hupe, während sie falsch herum in eine Einbahnstraße biegt.

»So umgehen wir das Schlimmste«, erklärt sie, aber mir kommt es nicht so vor, als würden wir irgendetwas umgehen.

Es muss die Zeit sein, um die am Nachmittag die Geschäfte wieder öffnen. Überall schleppen Leute ihre Einkäufe in Plastiktüten durch die Gegend, rauchen und reden in voller Lautstärke. Im Vorbeifahren streifen wir sie mit den Seitenspiegeln, während Rauchschwaden und unverständliche Dialektfetzen ins Fahrzeuginnere dringen. Jemand grüßt Anita mit einer Herzlichkeit, die bei meinem Anblick neben ihr sofort in verhaltene Neugierde umschlägt. Eilig werden alle möglichen Neuigkeiten und Wünsche ausgetauscht, mit lauter Stimme, um den Lärm der Stadt zu übertönen. Dann kommt der Verkehr wieder ins Rollen, und die Schnalle des Sicherheitsgurtes beginnt erneut, gegen die Tür zu schlagen.

Ich überlege, ob ich mich anschnallen soll, aber das könnte als Misstrauen in ihre Fähigkeiten gedeutet werden. Anita ist eine Formel-1-Pilotin. Sie hat den Rock hochgezogen und ihre schönen, festen Schenkel entblößt, die nicht zu einer Frau ihres Alters zu passen scheinen. Jedes Mal, wenn sie auf die Bremse oder die Kupplung tritt, zeichnen sich die Muskeln ab. Sie steuert auf die Gegenfahrbahn, um einem in zweiter Reihe parkenden Wagen auszuweichen, und flucht auf den Fahrer, der es gewagt hat, genau das zu tun, was sie ein paar Minuten zuvor selbst getan hat. Doch dann erkennt sie ihn.

»He, Gaetano!«, ruft sie und fängt an zu lachen. »Deinen Führerschein hast du wohl im Lotto gewonnen, was?«

»Ah, die schöne Signora Anita! Wann kommst du endlich mal auf einen Kaffee vorbei?«

Als wir weiterfahren, frage ich: »Kennst du denn jeden hier?«

»Du kannst ja sprechen!«, erwidert sie fröhlich, bevor sie, fast ein wenig vorwurfsvoll, hinzufügt: »Und nun, meine Tochter, wird es Zeit, dass du den neapolitanischen Dialekt lernst.« Um nicht im Verkehr stecken zu bleiben, fahren wir ein Stück auf dem Gehweg und rammen dabei um ein Haar ein Blumenbeet aus Beton. »Ja, ich kenne viele Leute hier, denn ich arbeite nun schon fast zwanzig Jahre bei der Gewerkschaft, seit meiner Scheidung. Aber ursprünglich stamme ich gar nicht aus Castellammare.«

»Nein?«

»Ich komme aus Gragnano. Das hört man, sobald ich den Mund aufmache.« Dann fügt sie mit zur Schau gestelltem Stolz hinzu: »Ich habe einen ziemlich starken Akzent!«

»Ist das weit weg von hier?«

»Gragnano? Aber nein, nur ein Stück weiter rauf ins Hinterland. Es ist die Hauptstadt der Pastasciutta. Hast du etwa noch nie davon gehört?« Ich befürchte einen weiteren Vorwurf, stattdessen sagt sie: »Macht nichts, wir fahren zusammen hin. Du musst unbedingt meine Geschwister kennenlernen.«

»Wie viele hast du denn?«

»Insgesamt sind wir neun.«

Plötzlich fühle ich mich erschöpft, meine Glieder sind ermattet von der Schwüle, die ungehindert durch das Wagenfenster dringt, und mein Gehirn ist wie gelähmt von all den Menschen, Wörtern und Orten, die ich noch kennenlernen muss. Ich starre auf die zahllosen modernen Gebäude, die an uns vorüberziehen. Bei all dem Smog habe ich keine Hoffnung, auch nur die Spur einer Altstadt, einer Piazza oder des Meeres zu erhaschen.

Ich denke zurück an Colle di Tora, unweit von Rom, wo wir bis zu diesem Morgen vier Wochen zu Gast waren, um unsere Sprachkenntnisse zu vertiefen. In meinem Kopf sind diese

Bilder bereits ferne Erinnerungen, und geradezu schmerzlich beschwöre ich sie wieder herauf. Die orangerote Linie der auf einer schmalen Landzunge balancierenden Dächer und den See, der diese wie ein heller, leicht geöffneter Mund umschließt. Eines dieser Dächer gehörte zu unserem Haus. Die einzigen Zeichen, dass es sich um Eigentum der Kirche handelte, waren die knarzenden schmalen Betten und ein Kruzifix über der Küchentür. Um sich für die Gastfreundschaft erkenntlich zu zeigen, genügte es, das Gestrüpp zwischen den Steinen am Strand auszureißen und hier und da eine Coca-Cola-Dose aufzulesen, die irgendwelche Ausflügler zurückgelassen hatten.

In Colle di Tora war alles neu und schön für mich. Die Wäsche wuschen wir in einem Bottich und hängten sie im Garten auf, barfuß auf piksendem Gras. Wir pflückten Pflaumen von den Zweigen, bissen in das sonnenwarme Fruchtfleisch. Direkt vom Baum zu essen, war keine selbstverständliche Erfahrung, nicht einmal für Jesús, der aus Kolumbien stammt, aber aus einer großen Metropole, und erst recht nicht für uns Amerikanerinnen, die wir nur riesige Supermärkte kannten, oder für Nordländerinnen wie Sif oder für Ingùn, die riesige Isländerin, denn welche Früchte wachsen schon in solchen Breiten?

Wir füllten unsere Taschen mit diesen warmen Pflaumen, bevor wir in die Flip-Flops schlüpfen und über die Abkürzung hinter der Bar Carlo hinunter zum Seeufer liefen. Nachdem wir sie aufgegessen hatten, wuschen wir unsere gebräunten Gesichter und Hände in dem lauen Wasser und lauschten dem Chor der Zikaden. Oder wir zogen unsere kurzen Hosen aus, unter denen ein stets feuchter Badeanzug zum Vorschein kam, und gingen schwimmen. Die Abende verbrachten wir auf der Piazza mit den einheimischen Ju-

gendlichen und gestikulierten wild, um uns verständlich zu machen. Das Licht der Straßenlaternen fiel durch die Bäume und warf Lichtflecken auf das steinerne Pflaster, das ganz blank war vom jahrhundertelangen müßigen Flanieren. »*Bienvenuti a Cojones de Toro**«, sagte Jesús, und alle lachten.

In diesen vier Wochen füllte ich – so wie ich es mir auch für die kommenden zwölf Monate vorgenommen hatte – Seite um Seite der ersten meiner Kladden. Mit Skizzen, vor allem aber mit Worten. Beschreibungen von Sonnenuntergängen oder dem Mond, der wie die schönste aller Laternen über dem Platz stand, oder auch von den deutschen Mädchen mit ihren langen blonden Haaren, die auf dem Rücken im See trieben und aussahen wie vom Himmel gefallene Engel, Szenen ähnlich wie auf den Gemälden, die ich in den Kunstgalerien in Chicago bewundert hatte.

Doch nun steigt in mir, warum auch immer, der Verdacht auf, dass ich mich falsch erinnere, dass ich den ganzen Sommer verklärt habe. Während Anita an der soundsovielten verstopften Kreuzung die Zähne fletscht und ihre Finger mit den lackierten Nägeln im Handschuhfach nach einem Kaugummi kramen, wird mir mit wachsender Scham bewusst, dass ich in diesen Tagebüchern bloß die banalsten Dinge, das Äußerliche und Offenkundige, beschrieben habe, derweil mir die Essenz der Erfahrungen, ihr tieferer Sinn, entgangen ist.

Welcher dieser ländlich idyllischen Momente hat mich wirklich im Innersten getroffen, mich in irgendeiner Weise geprägt? Abgesehen von der Tinte, mit der ich versucht habe, sie festzuhalten, würden sie allesamt spurlos verschwinden,

* Wortspiel mit dem ital. Ortsnamen Colle di Tora; *Cojones de Toro* bedeutet auf Spanisch »Bulleneier« (A. d. Ü.).

so, wie man nach einem Film den Fernseher ausschaltet und nach einem kurzen Aufblitzen alles erlischt. In Wahrheit habe ich all diese Bilder, Menschen und Szenen nicht einmal, als ich sie tatsächlich erlebte, ganz und gar an mich heran gelassen: Ich habe sie nur gedanklich abgelichtet, sie als Material katalogisiert, das sich später zu einer hübschen Erzählung verarbeiten ließe. Ich war unfähig, sie spontan, instinktiv und allumfassend zu erleben wie eine normale Sechzehnjährige, sondern habe sie durch die nostalgische, selektive und distanzierte Brille einer Alten gesehen. Das ist nicht wirkliches Erleben, merke ich, das ist ein Aufschieben von Erfahrungen, um sie später in aller Sicherheit auf dem Papier wieder aufleuchten zu lassen. Das ist nicht das Leben, das ist Angst vor dem Leben.

Ich spüre, dass ich nie etwas Interessantes geschrieben habe und dass ich nichts weiter zu sagen habe. Soeben haben wir vor Anitas Haus geparkt.

* * *

Mit dem Gepäck passen wir gerade so in den Fahrstuhl, für den man hundert Lire braucht, um in den zweiten Stock zu gelangen. Hinter Anitas Wohnungstür höre ich Gebell.

»Ruhig, Sally, ist doch nur *Mamma*«, sagt sie. »Heute geh ich nicht ins Büro, Liebling, heute ist ein besonderer Tag.« Das Geräusch des Schlüssels im Türschloss lässt das Gebell nur noch lauter werden. »He, jetzt reicht es aber! So bringst du noch Signora Assunta gegen uns auf!«

Anitas Ankunft beruhigt den Hund, der mich nicht weiter beachtet. Es ist eine alte Schäferhündin mit fragenden, wässrigen Augen. Ihre Vorderläufe sind offenbar arthritisch und scheinen mit jedem Schritt, wie durch ein unsichtbares Ge-

wicht, zu den Bodenfliesen gezogen zu werden, die den gesamten Flur bedecken und mit ihrem gescheckten Muster an kandierte Fruchtwürfel erinnern.

Eines der angrenzenden Zimmer ist meines. Ich glaube, es ist das Arbeitszimmer. Darin stehen Regale voller Romane und Lexika und ein metallener Schreibtisch ähnlich wie der, den ich im Präsidium in Rom bei der Ausstellung meines Visums gesehen habe, nur dass dort kein Porträt von Hegel hing. Anita stellt meinen Koffer in der Ecke neben dem schmalen Bett ab. Die weißen Wände sind kahl, aber von schmalen, gewundenen Rissen durchzogen, wie Sträßchen auf einer Landkarte.

Sie führt mich durch die Wohnung. Sally schleppt sich auf zitternden Läufen hinter uns her, die Pforten klackern auf dem Boden. In den Schlafzimmern, auch dem der Söhne, blättert an mehreren Stellen der Putz von den Wänden. Die breiteren Risse sind notdürftig mit Gips gestopft, aber niemand macht sich die Mühe, diese Mängel mit Bildern oder Postern zu verdecken. Nur ein paar kleine Schnappschüsse sind hier und da mit Tesafilm befestigt. Doch die Wohnung ist blitzblank, es riecht nach Putzmittel.

Trotz der geschlossenen Fenster ist das in schummriges Licht getauchte Wohnzimmer der kühlste Raum. Anita zieht nicht einmal die Jalousien hoch, sondern knipst nur das Licht an, um mich einen flüchtigen Blick auf einen großen erdfarbenen Wandteppich, auf polierte Gläser, zwei mit olivgrünem Samt bezogene Sessel und ein dazu passendes Sofa werfen zu lassen. Es ist der erste Anblick von etwas Altem, was ich seit diesem Morgen zu Gesicht bekomme, und auch wenn es sich, angesichts der im Übrigen eher bescheidenen Wohnungseinrichtung, vermutlich nicht um echte Antiquitäten handelt, verspüre ich doch Bedauern, als Anita den Lichtschalter

drückt und die Tür hinter sich zuzieht. Der Schlüssel bleibt im Schloss stecken.

»Ich mache hier nur für Besuch auf.«

»Eine schöne Wohnung. Gehört sie dir?«

»Du meinst, ob ich Eigentümerin bin? Wo denkst du hin, mit meinem Gehalt! Bei all den Rechnungen, die ich zu zahlen habe, bin ich froh, wenn ich's bis zum Monatsende schaffe.« In der Küche öffnet sie mit einem Seufzer die Balkontür. Sie tauscht die Mokassins gegen Schlappen, legt die Armbanduhr ab und massiert sich das von der Hitze geschwollene Handgelenk. »Hast du Hunger?«

»Noch nicht.«

»Ich auch nicht, außerdem bin ich auf Diät. Ich mach uns einen Kaffee. Du trinkst doch einen Kaffee, oder?«

»Ja, tausend Dank«, antworte ich mit übertriebener Höflichkeit. Ich bin Gast, aber gleichzeitig bin ich es auch nicht. Keine Ahnung, weshalb Anita sich bereiterklärt hat, ein ganzes Jahr lang eine Unbekannte bei sich aufzunehmen, mit allen Mahlzeiten, ohne Gegenleistung. Ihre Anspielung auf das Geld, was eigentlich keine Anspielung, sondern eher der unbedachte Kommentar einer Erwachsenen war, berührt mich peinlich. Ich habe nicht einmal daran gedacht, ihr ein Geschenk aus Amerika mitzubringen.

»Mach dich ein wenig frisch.«

Ich weiß nicht genau, was sie damit meint, aber ich gehe in mein Zimmer. Während ich auf dem Bett Platz nehme, ziehe ich den mit Stempeln und Schreibmaschinenschrift übersäten Brief aus dem Rucksack, der mich bis zum Fristende am 31. Juli 1987 dazu berechtigt, im Haushalt einer italienischen Familie zu leben, mit dem Ziel, in einem ökumenischen Rahmen den kulturellen und sprachlichen Austausch zu fördern. Ich frage mich, ob Anita mich aus einem religiösen Grund bei

sich aufgenommen hat, vielleicht, um eine echte oder eingebildete Sünde zu sühnen. Und ich frage mich nach der wahren Bedeutung des Wortes »ökumenisch«.

Dann streife ich die Schuhe ab. Der Boden unter den Füßen ist angenehm kühl. Ich gehe in die Hocke und fange an, meinen Koffer auszupacken, so leise wie möglich, damit niemand mich bemerkt. Aber nein, Sally kommt herein, setzt sich vor mich und schaut mich mit traurigem Blick an. Sie lässt sich die schwarze Schnauze und das struppige weiße Fell unterm Kinn kralen.

»Frida, komm, sonst wird der Kaffee kalt!«

Das Plastiktischtuch, auf dem sie die beiden Tässchen abstellt, scheint das Blumenmuster auf ihrem Rock aufzugreifen. Es ist mit kleinen roten Blüten übersät, die, zusammen mit den roten Griffen der Schubladen, den einzigen Farbtupfer in der ansonsten weißen Küche bilden. Anitas Augen haben dieselbe Farbe wie der Espresso, bevor sie ihn mit einem Tropfen Milch aufhellt: zwei braune Knöpfe, eingefasst von einer Linie blauen Kajals. Die beiden Farben passen nicht zusammen – oder in gewisser Weise doch: In dem gebräunten Gesicht verweist das Blau auf das Meer, auf die Weite eines Meeres, das ich, abgesehen von einem flüchtigen Blick aus dem Zug, noch nicht zu Gesicht bekommen habe. Sally, in ihrem Körbchen in einer Küchenecke, lässt einen Seufzer vernehmen. Während wir schweigend an unserem Kaffee nippen, wirft Anita mir einen verschwörerischen Blick zu. Ich spüre, wie sich, ohne einen konkreten Grund, ein seltsames Glücksgefühl in meiner Brust ausbreitet.

Ihr Blick wandert nach unten, die Stirn zieht sich in Falten.
»Und was sollen diese Füße?«

»Wie, diese Füße?«

»So nackt. Schau nur, wie dreckig die sind!«

»Wo?«

Sie greift nach einem Fuß, wie meine Mutter, wenn sie mir eine Shiatsu-Massage verpassen will, doch dann versetzt sie mir eine Art Klaps auf den Fußrücken. »Ah, genau wie ich gesagt habe. Sie sind pechschwarz und voller Hundehaare.«

»Nur ein bisschen«, erwidere ich, während ich verschämt die leicht gräuliche Sohle des anderen Fußes inspiziere.

»Da kommst du nun aus einem so modernen Land und läufst rum wie eine Wilde.« Sie lässt den Fuß los und lacht. Aber es ist kein verächtliches Lachen. Meine kulturelle Unterlegenheit gefällt ihr. »Morgen muss ich dir unbedingt ein Paar Schlappen auf dem Schuhmarkt kaufen, so wie diese hier, schau?«

Sie streckt mir beide Beine entgegen, gertenschlank wie die meiner alten Malibu-Barbiepuppe, die einen Zweiteiler trug, unter dem man die Spuren von Sonnenbräune erkennen konnte. Anitas Schläppchen sind mit Perlen und Steinen besetzt, und als kleines Mädchen hätte ich alles darum gegeben, sie zu besitzen.

»Sie sind hübsch«, sage ich aufrichtig, auch wenn ich niemals den Mut hätte, sie zu tragen. Aber ich bringe weder die innere Kraft auf, ihr zu sagen, wie wenig ich möchte, dass sie mir welche kauft, noch schaffe ich es, mich körperlich zu widersetzen und ihrer Hand mit den vielen Goldringen standzuhalten, die mich jetzt zum Badezimmer mit seinen hellen Fliesen und den bröckelnden Wänden zieht.

»Du musst dir die Füße waschen und darfst nicht mehr barfuß durch die Wohnung, verstanden? Morgen besorge ich dir Schlappen, bis dahin kannst du diese alten weißen Holz-pantinen anziehen.«

Sie lässt warmes Wasser in das Bidet und fordert mich auf, einen Fuß nach dem anderen einzutauchen. Dazu dient also

ein Bidet. Während ich mich sorgfältig nach ihren Anweisungen einseife, tätschelt sie mit der Hand mein angewinkeltes Bein.

»Nicht übel, diese amerikanischen Schenkel. Aber sieh nur, wie fest meine sind. Schau her, fass ruhig an!« Sie setzt einen ihrer in Glitzerschlappen steckenden Füße aufs Klo und zieht den Rock hoch, um mir die Muskeln zu zeigen, die ich bereits im Auto bewundert habe. »Hast du schon mal solche Schenkel bei einer Einundvierzigjährigen gesehen?«

Das Telefon klingelt, und Anita geht ran. Ich trockne meine Füße und lasse sie, noch leicht feucht und duftend, in die Holzpantinen gleiten. Die sind mir zu groß und verraten jeden meiner Schritte in der Wohnung. Auf dem Weg zurück in die Küche spähe ich im Flur zu Anita, die ihre Hüfte gegen das intarsierte Tischchen presst, auf dem das Telefon steht. Sie blickt zu Boden und spricht mit zärtlicher, sehr zärtlicher Stimme.

* * *

Der Hochsommer ist bereits vorbei, und auf dem Platz draußen vor dem Balkon wird es schon dunkel, aber das Viertel wirkt lebendiger denn je. Bremsen quietschen, Kinder kreischen, Rollläden knattern. Wir fangen an, das Abendessen zuzubereiten. Anita legt ein in Zeitungspapier gewickeltes Paket auf den Tisch. »Das sind Friarielli«, erklärt sie, während sie, wie von einem Strauß Rosen, die vielen grünen Blätter abzupft.

»Friarielli?«

»Salsiccia und Friarielli, das Lieblingsessen meines Sohnes Ricky. Das koche ich nur, wenn ich sicher bin, dass mein anderer Sohn nicht zum Essen nach Hause kommt. Umberto braucht Salsiccia nur zu riechen, schon rastet er aus!« Sie

spitzt die Lippen und beginnt in strengem Ton: »Schweinefleisch ist ungesund, Cholesterin verstopft die Arterien ... Besser ist Wildschwein-Salsiccia aus den Marken und dazu frische Tomatensoße. Oh Mann, Umberto, bist du etwa Arzt? Bist du Dreisternekoch? Nein! Du bist bloß stellvertretender Geschäftsführer einer billigen Trattoria, also hör mir auf damit!«

Sie bricht in Gelächter aus wie ein Kind; offenbar findet sie die Anmaßungen ihres Sohnes genauso komisch wie meine Kulturlosigkeit. Sie zeigt mir, wie man die Blätter von den Stängeln löst.

»Nicht die gelben Blüten wegwerfen. Die essen wir mit.«

Blüten und Schwein. Schon bei der Vorstellung bekomme ich Hunger. Ich rechne kurz nach: Wenn Anita einen Sohn hat, der alt genug ist, um als Geschäftsführer eines Restaurants zu arbeiten, muss sie sehr jung schwanger geworden sein. Vielleicht in meinem Alter.

»Die Mücken«, kommentiert sie, während sie den Rollladen herunterlässt. Nach dem Rattern des Holzes verschwinden die Geräusche von draußen fast völlig, und nur das Schlurfen der Schlappen in der gedämpften Hitze der Küche ist noch zu hören.

»Was haben diese Zeichen da zu bedeuten?«, frage ich und deute auf die Wand mit dem Schlüsselbrett.

»Die Risse? Na, das Erdbeben ...«

Ich komme nicht dazu, weitere Fragen zu stellen, denn der Hund spitzt die Ohren und stößt ein müdes Bellen aus. Ein junger Mann ist hereingekommen. Man sieht sofort, dass er Anitas Sohn ist, die feine Nase und die Oberlippe, die übertrieben voll wirkt, sobald er lächelt, sind unverkennbar. Doch sein Mund ist größer als ihrer, sein Lachen verschmitzter, wodurch er sehr sinnlich wirkt.

Er küsst mich auf die Wangen und sagt: »Die Umarmung lass ich lieber weg, denn ich will dich nicht schmutzig machen.« Er trägt einen ölverschmierten Mechanikeroverall, und auch die Hände sind ziemlich schwarz. Und wie zum Ausgleich für dieses schlechte Benehmen fügt er hinzu: »'tschuldigung, ich bin Ricky.«

»Angenehm. Frida.«

»Ich weiß. Also Frida wie *»fa fridda in montagna?«**

Er geht duschen. Als er in einer Wolke von Aftershave zurückkommt, brutzelt die Salsiccia schon in der Pfanne. Er hat gegeltes Haar, trägt einen Silberohrring und ein lachsfarbenes Satinhemd. »Mama, hast du meine Sonnenbrille gesehen?«, fragt er. »Die neue, die mir Federica zum Geburtstag geschenkt hat?«

»Ach, willst du ausgehen?«

»Erst mal will ich was essen.«

Wir setzen uns zu Tisch. Die Salsiccia ist saftig, die Fria-rielli sind würzig, das Brot knusprig. Anita isst mit großer Konzentration, aber ziemlich lustlos, als sei das Hungerstillen eine lästige Alltagspflicht, eine Aufgabe, die es möglichst schnell zu erledigen gilt. Vielleicht ist es aber auch das schlechte Gewissen, das ihre Freude dämpft, denn irgendwann murmelt sie: »Ab morgen halte ich wieder Diät.«

Ricky isst dagegen so, wie ein junger Mann essen sollte, nachdem er den ganzen Tag in einer Autowerkstatt geschuftet hat. Während er die Reste auf seinem Teller mit Brot auftunkt, fragt er erneut nach seiner Sonnenbrille.

»Was weiß denn ich, wo du die hingetan hast?«, erwidert Anita.

»Weißt du überhaupt, welche ich meine? Die für hundert-

* Dialektal für »Es ist kalt in den Bergen« (A. d. Ü.).

siebzigttausend Lire?«, fragt er, wobei er die Zahl überdeutlich ausspricht.

Seine Mutter antwortet ihm in sauberstem Italienisch, wie eine Grundschullehrerin: »Riccardo, jetzt hör mir mal gut zu. Ich habe eine Sonnenbrille, die ich von meinem eigenen Geld für dreißigttausend Lire gekauft habe und auf die ich tagtäglich sorgsam achtgebe. Wenn du mit deiner Lehre fertig bist und genug verdienst, um dir selbst eine Sonnenbrille zu kaufen, statt sie dir von deiner Freundin schenken zu lassen, kannst du es dir meinetwegen erlauben, sie zu verlieren.«

»Aber ich weiß genau, wie du bist, wenn du die Wohnung sauber machst«, kontert er halb im Dialekt, wobei ich zumindest den Sinn erfassen kann. »Du schmeißt alles durcheinander!«

»Dann übernimm du doch das Bettenmachen, das Bodenschrubben und das Kochen, ich mach derweil Urlaub auf Ibiza.«

Ricky zieht eine verärgerte Grimasse, die jedoch rasch einem Ausdruck von Zärtlichkeit weicht, als Sally sich in der Hoffnung auf ein Stück Salsiccia nähert. »Dieses kleine Luder hat aber auch immer Hunger«, knurrt er leise, als müsse er seine unsagbare Zuneigung in Zaum halten, ehe er ihr etwas zu fressen gibt. »Du Hübsche, du!« Ich staune über seine Mimik, die, genau wie bei seiner Mutter, von einem Augenblick zum andern von Verständnislosigkeit über Wut zu Heiterkeit wechseln kann.

Mir fallen die sechs oder sieben japanischen Theatermasken ein, die bei mir daheim im Esszimmer hängen: eine erboste, eine erstaunte, eine tiefbetäubte und so weiter. In Gegenwart dieser starken Gefühlsregungen pflegte meine Mutter vor dem Essen ihr Gebet zu improvisieren, mit leiser Stimme und geschlossenen Augen. »Lasst uns unserem großartigen Planeten für die Fülle danken, die wir auf diesem ge-

deckten Tisch vorfinden. Unser unendlicher Dank gilt der Sonne, dem Regen, der Erde, dafür, dass sie diese reinen und nahrhaften Speisen hervorgebracht haben«, leierte sie herunter, obwohl sie es war, die das Abendessen zubereitete und es auf handbemalten *Raku*-Keramiktellern servierte.

Keine Ahnung, was mein Stiefvater anschließend auf Japanisch sagte. Er hatte immer das letzte Wort. So war das. Denn er war bereits erwachsen gewesen, als er in die Vereinigten Staaten immigrierte, und für ihn war es daher zu spät, sich zu verändern. Für meine Mutter war es dagegen nicht zu spät gewesen, das Essen mit Stäbchen zu lernen und die Tischbeine abzusägen. Denn er war ein Guru der Biobewegung und der buddhistischen Ernährung; denn dank ihm hatte sich bei vielen seiner Anhänger der Krebs zurückgebildet; denn die Frauen hingen an seinen Lippen, mit denen er in sanftem Stakkato seine Worte formte. Meine Stiefschwester und ich warteten mit den Händen im Schoß und im Fersensitz auf dem Boden hockend darauf, dass er sein Gebet beenden und grünes Licht geben würde, während wir auf die dampfenden Schalen mit Miso-Suppe, Tofu und gebratenem Vollkornreis starrten. Von veganer Kost wird man nie satt.

Manchmal spähte ich auch zu dem Bambus, der im Garten hinter der breiten Fensterfront wuchs, oder zu den Masken, die an der Wand hinter meiner Stiefschwester hingen. Sie ähnelten ihr, aber nur zur Hälfte. Dieses Detail entdeckte ich eines Tages, als sie in mein Zimmer kam, um sich von mir porträtieren zu lassen. Bei genauerem Hinsehen bemerkte ich, dass nur eines ihrer Augen groß und rund war, wie das ihrer amerikanischen Mutter, vor der sie beim ersten Anflug von Pubertät geflüchtet war. Auch die Nase über den zu einem unbehaglichen Lächeln verzogenen Lippen wies nur auf einer Seite ein angelsächsisches Aussehen auf.

Ich nahm ein Blatt Papier und deckte die linke Seite des Porträts ab, sodass nur die Gesichtszüge eines jungen Mädchens zutage traten, wie es so viele in Naperville in Illinois gab. »Weißt du, dass man so überhaupt nicht merkt, dass du einen japanischen Vater hast?«

»Wirklich nicht?«, fragte sie und betrachtete das Bild genauer.

»Ja, aber jetzt schau her!« Ich ließ das Blatt über die Zeichnung wandern, um die andere Gesichtshälfte abzudecken. Dieses Auge war eindeutig schlitzförmiger, die Nasenflügel waren breiter, die Lippenkonturen rätselhafter. »So siehst du aus wie eine Geisha.«

Die Miene meiner Stiefschwester verfinsterte sich, ich weiß nicht, ob wegen der Ähnlichkeit mit ihrer Mutter oder der mit ihrem Vater oder wegen der Asymmetrie, die sich vielleicht ja in unser aller Seelen verbirgt, sich bei ihr jedoch so offenkundig im Gesicht widerspiegelte.

Ricky erhebt sich vom Tisch. »Du hast sie also nicht gesehen? Ich habe sie da oben auf das Wandbord neben den Schlüsseln gelegt.«

»Wozu brauchst du überhaupt eine Sonnenbrille, wo es doch schon dunkel ist?«

»Lass das mein Problem sein.«

»Und mit wem gehst du aus? Mit Federica, will ich hoffen.«

»Das geht dich einen Dreck an.« Ricky schnappt sich die Schlüssel, dreht sich zu mir um, wirft mir eine Kusshand zu und fragt: »Sind die Mütter bei euch auch so, Frida?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, verlässt er mit einem dumpfen Türknallen die Wohnung. Ich bin von der soeben erlebten Szene schockiert. Fast während des gesamten Abendessens habe ich das Blumenmuster auf dem Tischtuch angestarrt, das durch all die Brotkrümel und Olivenölspritzer

nach und nach immer komplizierter wurde. Ich habe die auf-
gebrachten, von Sarkasmus und neapolitanischem Dialekt
durchtränkten Worte wie Pfeile über meinem Kopf hin und
her schwirren lassen, in der Angst, die beiden würden ver-
suchen, mich in die Diskussion hineinzuziehen, sobald ich
auch nur den Blick hebe. Tatsächlich schien Anita jedes Mal,
wenn sich unsere Blicke trafen, eine Bestätigung ihres eigen-
en Standpunktes in mir zu suchen, ihre Augen schienen
mich aufzufordern, meine Stimme zu erheben. Vielleicht will
sie mir beibringen zu streiten, so wie sie offenbar Ricky bei-
gebracht hat, sein Gesicht wie eine *Nō*-Maske zu verwandeln.
Aber ich habe keine Lust, zu streiten, deshalb habe ich mich
einfach aufs Essen beschränkt. Die gelben Friarielli waren
wider Erwarten kein bisschen bitter. Ich habe sie zusammen
mit allem anderen gegessen, ohne die beiden weiter zu be-
achten.

Wir räumen den Tisch ab. »Man mag es kaum glauben,
aber Riccardo und ich sind uns sehr ähnlich«, erklärt mir
Anita. »Er ist genau wie ich. Regt sich wegen jeder Kleinigkeit
auf, doch dann ist alles ganz schnell wieder vorbei.«

»Beim Rausgehen hat er aber die Tür zugehauen.«

»Zugeschlagen«, korrigiert sie mich. »Aber er war nicht
wirklich wütend. Er lebt seine Gefühle aus, doch das Wort
›Groll‹ kennt er nicht. Dafür ist er viel zu philosophisch.«

»Und wie ist Umberto?«

»Ach, der denkt, er bräuchte nur irgendwelche philosophi-
schen Bücher zu lesen, um Philosoph zu sein. Er kapiert
nicht, dass man nur durch Erfahrung lernt und im Leben
auch Fehler machen muss.«

Später ruft Anita mich zu sich ins Zimmer. Sie sitzt auf dem Ehebett, im Schein der Nachttischlampe. So ungeschminkt und nur mit einem weißen Baumwollnachthemd bekleidet, das ihren Bauchansatz verdeckt und ihre Bräune zur Geltung bringt, sieht sie viel jünger aus. Einzige Zeichen ihres Alters sind das Kreuzworträtsel auf ihren Knien und die Lesebrille auf der Nase.

»Du hast noch gar keinen Schlafanzug an?«

»Ich war dabei, meine Sachen einzuräumen.«

»Hast du deine Kleider ordentlich in den Schubladen verstaut, wie ich dir gesagt habe? T-Shirts in ein Fach, Unterwäsche ins andere?«

»Ja, so halbwegs.«

»Sehr gut«, sagt sie und erklärt dann erneut: »Morgen fahren wir zum Markt in Gagnano, um dir Schlappen zu kaufen.«

Sie hat mir also gar nichts Spezielles mitzuteilen; ich habe den Eindruck, dass sie bloß ein bisschen Gesellschaft möchte. Ihr blondes Haar hebt sich gegen das schwarz lackierte Kopfende des Bettes ab. Über dem Bett hängt ein Gemälde der Jungfrau Maria. Es ist ein etwas verschwommenes Bild, nur in Braun- und Goldtönen, wie ein Aquarell auf vergilbtem Pergament, und Maria hält nicht einmal das Jesuskind im Arm. Aber man weiß sofort, dass sie es ist. Sie hat einen leidvollen und dennoch heiteren Blick, als sei sie bereit, die Last eines alten, namenlosen Schmerzes zu ertragen. Ihr Schleier strahlt goldenes Licht aus, doch sie blickt nicht zum Himmel. Sie blickt zu Boden. Rings um das gerahmte Bild ziehen sich, Blitzstrahlen gleich, tiefe Erdbebenrisse von der Decke herab.

»Falls das Wetter gut ist, können wir auch zum Strand. Zumal ich samstags nicht arbeite. Oder wir drehen eine Runde durch Castellammare.«

»Okay, danke, Anita.« Die Aussicht aufs Meer ist verlockend, und ich hoffe nur, dass sie nicht beleidigt ist, weil ich sie noch nicht *Mamma* Anita genannt habe.

»Es gibt eine Burg, ein Kastell oberhalb des Ortes, daher der Name Castellammare di Stabia. Die Burg ist sehr schön, sie ist in Privathand, aber ich zeig sie dir von außen. Eigentlich gab es noch eine andere Burg, die ist allerdings im Lauf der Zeit zerfallen.«

Sie hätte mich gern noch länger bei sich, das weiß ich, vielleicht wünscht sie gar, dass ich mich neben sie auf die Matratze setze, aber ich habe einen sehr langen Tag hinter mir und will mich nur noch in mein Zimmer zurückziehen. Deshalb bin ich über mich selbst erstaunt, als mir, bereits im Hinausgehen, die Frage herausrutscht: »Hast du's mit der Kirche?«

»Wie meinst du das?«

»Weiß nicht ... Bist du richtig in der Kirche, gehst du zur Messe und so?«

»Nein, seit meiner Scheidung darf ich nicht mehr zur Beichte, sie erteilen mir nicht mehr die Absolution für die Kommunion. Aber wieso, hast du's mit der Kirche?«

»Nein«, antworte ich, und sie scheint ebenfalls erleichtert. »Warum hängt dann das Gemälde da?«

»Das da oben? Was hat das damit zu tun? Die Kirche ist eine Sache, die Madonna eine andere.«

In meinem Zimmer fange ich an, mich auszuziehen, und erhasche flüchtig meinen Anblick im Spiegel auf der Rückseite der Tür. Ich halte inne, um mich zu betrachten. Es gibt fast nichts zu sehen, nur eine an den schmalen Hüften etwas ausgeleierte weiße Unterhose. Ich habe ein bisschen Bauch angesetzt, daran sind sicher das Brot, die Butter und die Aprikosenmarmelade aus Colle di Tora schuld. Eigentlich war es selbst für italienische Verhältnisse ein schlichtes Frühstück,

doch für mich kam es einer göttlichen Versuchung gleich. Vielleicht sollte auch ich auf Diät gehen, aber ich habe noch nie Diät gehalten, ich weiß nicht, wie das geht.

Ich habe Rundungen an den falschen Stellen. Mein Körper ist eher vorpubertär als pubertär, als würde er eine mir innewohnende Unreife zur Schau tragen, eine Unzulänglichkeit der Seele, die in ihn hineingezwungen ist und ihn daher unfähig macht, etwas zu wagen, sich zu entfalten und zu erblühen. Das Einzige, was ich vorzuweisen habe, sind kleine Brustknospen. Brüste dagegen nicht. Meine winzigen Brüste sind vielleicht der Teil meines Körpers, der mich am intensivsten meine Nacktheit spüren lässt; verstärkt noch durch deren verletzbare Blässe, die im Kontrast zu dem gebräunten Bauch und den Armen steht. Meine Brüste haben niemals das Sonnenlicht gesehen.

Ich muss wieder an die deutschen Mädchen im See denken, an ihre langen sternenförmigen Körper an der Wasseroberfläche. In dem Haus gab es nur Gemeinschaftsduschen, ohne fließend Warmwasser, deshalb hatten wir zu Beginn unseres Aufenthalts die Angewohnheit, uns mit Badeanzug im lauen, weichen Wasser des Sees zu waschen. Aber nachdem man uns ausgeschimpft hatte, weil wir Shampoo benutzt und wer weiß wie viele unsichtbare Fische vergiftet hatten, wofür ich mich sehr schämte, wuschen wir uns im Haus die Haare mithilfe von Eimern und Töpfen, in denen wir das Wasser erwärmten.

Die deutschen Mädchen nahmen dagegen die Duschen im Freien in Betrieb, die außen an der Mauer zum Garten angebracht waren. Sie wuschen sich nackt. Das Wasser tat weh, aber offenbar hatten sie warmes Blut, denn sie zuckten mit keiner Wimper. Sie hoben die kräftigen Arme, um sich das blonde Haar auszuspülen, das so feucht ein wenig grünlich aussah, und entblößten üppige Brüste, über die Rinnsale aus

Schaum und eiskaltem Wasser liefern. Ich versuchte, sie nicht anzustarren, zum einen, weil mir ein wenig unwohl dabei war, zum andern, weil man ein gutes Vorbild für die wenigen Jungs im Haus sein musste. Ich glaube, dass die das ziemlich in Verlegenheit brachte, zumindest Jesús, aber die Männer aus dem Dorf nicht. Von unserem Garten aus konnte man die Hauptstraße von Colle di Tora sehen, und mehr als einmal glaubte ich jemanden zu erkennen, der zwischen glänzenden Blättern und runden Früchten hindurch Ausschau nach Bruchstücken dieser nackten Formen hielt.

Ich schlüpfte in meinen Schlafanzug und schalte das Licht aus. Plötzlich kommen mir diese drei Orte – Colle di Tora, Naperville, Castellammare – so verschieden vor, als seien sie nicht nur durch den Raum, sondern auch durch die Zeit voneinander getrennt. Als gehörten sie drei verschiedenen Dimensionen an, ohne jegliche logische Verbindung, ohne irgendeine Brücke. Mir erscheint es unvorstellbar, dass man einfach in ein Flugzeug oder einen Zug steigen und innerhalb weniger Stunden dorthin gelangen kann. Was ich verlassen habe, existiert schon nicht mehr, ähnlich wie die Landschaft hinter dem Rücken eines Reisenden entschwindet; alles entgleitet, und ich kann es unmöglich anhalten oder festhalten. Und vielleicht will ich das auch gar nicht.

Ich höre ein Geräusch in der Wohnung und frage mich, ob es der Hund ist oder vielleicht Ricky, der nach Hause kommt. Nein, es ist Anita, die schnarcht.

»Strandwetter«, verkündet Anita, während sie geräuschvoll den Küchenrollladen hochzieht, der krächzt wie ein erwachender Hahn. Das diesige Licht vom Vortag hat sich tatsächlich verzogen, der Himmel ist klar.

Sie stellt die Espressokanne auf die Flamme und holt ein Päckchen Schokoladenkekse aus dem Vorratsschrank. Durch die raschen Schritte und ihre schweren Brüste bläht sich das kurze Nachthemd auf und fällt wieder in sich zusammen. Sie weist mich an, die Milch aufzuwärmen, deutet mit dem Kinn zum Kühlschrankschrank und reicht mir mit einem Schnauben das Töpfchen. Jede ihrer knappen und präzisen Bewegungen scheint nicht nur ihre Herrschaft über diesen Raum, das Herzstück der Wohnung, zu unterstreichen, sondern darüber hinaus auch ihren Platz in der Welt einzufordern. Und mir kommt es so vor, als sei sie sowohl für hier als auch für dort zu groß.

Sie stellt mir die Kekse hin, an denselben Platz, an dem ich gestern zu Abend gegessen habe: Vielleicht ist es bereits meiner. Sie zeigt mir, wie man sie in den Milchkaffee tunkt: eine gut austarierte Taufe, da sich der Keks sonst zu sehr vollsaugt und zerfällt. Als mir das misslingt, fängt Anita an zu lachen. Sie macht sich über mich lustig, aber ich kann ihr nicht richtig böse sein. Im Gegenteil – nach einer Weile ertappe ich mich

selbst dabei, wie ich mit meiner Ungeschicklichkeit übertreibe, um sie zum Lachen zu bringen, ihr Gelächter zu hören, bei dem sich ihre zarten Gesichtszüge zu einer fast schon krampfhaft heiteren Grimasse verziehen, wie wenn dich jemand so kitzelt, dass du nicht mehr sprechen kannst und mit den Augen um Gnade flehst. Jedes Mal, wenn ich zur Kekspackung greife, zuckt die Schäferhündin in ihrem Körbchen erwartungsvoll zusammen.

»Guten Morgen, kleine Amerikanerin«, begrüßt mich Ricky in einer Wolke aus Bierdunst und Parfüm, mit schläfrigen Augen. Während er Platz nimmt und, praktisch ohne hinzuschauen, einen Keks eintunkt, fragt er die Mutter: »Ist Umberto schon weg?«

»Der ist heute Nacht gar nicht nach Hause gekommen. Der Herr kommt und geht, wie es ihm passt!«, erwidert sie. Dann wendet sie sich an mich, mit einem Gesicht, als habe sie gerade an einer Zitrone gelutscht. »Er ist ein Unabhängiger. Ein Parteiloser.«

»Was hat das jetzt mit Politik zu tun?«, wendet Ricky ein. »Wahrscheinlich hat er nach Feierabend einfach noch mal bei Catello übernachtet, weil du ihm nicht den Wagen geben wolltest.«

»Der Wagen gehört mir, und ich brauche ihn.« Es folgt ein Redeschwall im Dialekt, der gegen Ricky gerichtet sein könnte, weil er sie der mangelnden Mutterliebe bezichtigt, oder auch gegen den nicht anwesenden Umberto, da er nicht Bescheid gegeben hat. Schließlich fügt sie auf Hochitalienisch hinzu: »Die ganze Nacht habe ich mich in meinem Bett hin und her gewälzt und wie eine Blöde auf ihn gewartet.«

»So wie du in deinem Bett auch wie eine Blöde auf diesen andern wartest?«

Auf wen spielt Ricky an? Ich muss an die verzauberte Stimme denken, die seine Mutter gestern am Telefon hatte, an die Bewegung des Zeigefingers, der sich wie hypnotisiert um die ohnehin schon verdrehte Telefonschnur wickelte. Riccardo und Anita tauschen jetzt einen Blick, den ich nicht deuten kann, aber mir wird klar, dass sie ihre Rollen plötzlich gewechselt haben. Sie sind nicht länger Mutter und Sohn, nicht länger ein verärgertes Elternteil und das missratene Kind, das es auf den rechten Weg zu bringen gilt, nein. Sie sind Vater und Tochter, Bruder und Schwester, Cousin und Cousine, die alte Geschichten, alte Eifersüchteleien ausgraben.

Anita hätte allen Grund zu sagen: »Das geht dich einen Dreck an!«, und ich wünsche mir fast, sie würde so antworten. Stattdessen zupft sie den Ausschnitt ihres Nachthemdes zu recht, wie um sich ein wenig Würde zu verschaffen, und kommt mit schwacher Stimme zu einem nicht gerade nahe liegenden Schluss: »Ich bin die Mutter. Es ist meine Pflicht, mir Sorgen zu machen.«

»Machst du das bei mir auch, wenn ich dreiundzwanzig bin?«, fragt der Sohn sie in nun glücklicherweise wieder heiterem Ton. »Sag's mir lieber gleich, damit ich mich – wie heißt das? – psychisch drauf einstellen kann.« Dann steht er auf, schlüpft in den blauen Overall und hinterlässt einen Brei in seiner Tasse.

Als wir allein sind, räumen Anita und ich den Tisch ab. Ich will mich unbedingt beeilen, um diesen schönen Sonntag nicht zu verpassen. Ich spüle unsere Becher aus und stelle sie auf den Abtropfständer über meinem Kopf, der gleichzeitig als Wandbrett dient. Eine geniale Erfindung. Jedes Mal, wenn ich hinauflange, läuft mir ein Rinnsal Wasser über den Unterarm, einer lästigen Liebkosung gleich. Anita

umkreist mich mit dem Besen, den sie mit präzisen, fast wilden Gesten hin und her bewegt, als gelte es nicht, ein paar harmlose Krümel wegzufegen, sondern ein Totengrab auszuheben. Wir arbeiten schweigend, während das Viertel zum Leben erwacht. Zum Schluss spritzt sie in hohem Bogen eine rosafarbene, alkoholhaltige Flüssigkeit auf den Boden und drückt mir den Besen in die Hand. Diesmal ist ein Lappen um die Borsten gewickelt.

»Wisch jetzt damit über den Boden, immer hin und her.«

»So?«

»Was hat dir deine amerikanische Mama eigentlich beigebracht? So bekommst du ja nicht mal den Hintern eines Neugeborenen sauber. Los, mit mehr Kraft!« Sie beobachtet mich eine Weile, dann stemmt sie zufrieden die Hände in die Hüften.

Gemeinsam gehen wir ins Arbeitszimmer, um mein Bett zu machen. Dabei gilt es, eine genaue Reihenfolge einzuhalten. Das Laken wird auf drei Viertel der Matratze gefaltet, die Tagesdecke über das Kissen gezogen und umgeschlagen, um die Rundung zu betonen. Alles muss ganz straff sitzen. Der Stoff muss so glatt gezogen werden, dass keinerlei Falten zu sehen sind und die weichen Partien richtig fest aussehen, als handle es sich nicht um ein echtes Bett, sondern um eine Ruhestätte aus grünem Marmor in irgendeiner Kirchenecke.

»Weißt du jetzt, wie es geht? Lass uns rübergehen, dann kannst du das von Ricky machen.«

Ich trete an das ungemachte Bett, das noch warm ist von dem ausgewachsenen Körper ihres jüngeren Sohnes, der weder kocht noch den Tisch abräumt noch weiß, wo er seine Sonnenbrille hingelegt hat. Während ich mit den Händen abmesse, falte, glatt streiche und dabei immer wieder Anitas billigend amüsierten Blick suche, derweil wir kostbare Minuten

eines Tages vergeuden, den wir an wer weiß welch herrlichem Strand verbringen könnten, steigt eine nie gekannte Empörung in mir auf.

»Warum macht er sein Bett nicht selbst?«

»Wer, Riccardo?« Sie bricht in schallendes Gelächter aus.
»Er ist ein Mann.«

»Eben, dann ist er doch wohl alt genug.«

»So ist es halt, Frida, er ist bloß ein Mann. Männer sind so. Sie reden und tun: große Vorhaben hier und dort, immer auf Anerkennung aus. Lassen wir sie glauben, was sie wollen. Aber wer hält in Wahrheit den Alltag am Laufen und schafft es oft genug noch nebenbei ins Büro? Wer kocht das Essen, wer sorgt für ein behagliches Heim, in dem man sich lieb hat, schlafen und träumen kann? So viel habe ich meinen Söhnen immerhin beigebracht, dass die Welt zusammenbrechen würde ohne uns Frauen.«

Die Waschmaschine piept, und Anita gibt mir ein Zeichen, ihr zu folgen, erst ins Badezimmer und anschließend – mit dem Wäschekorb auf dem Hüftknochen, sodass es mir wehtut – auf den Küchenbalkon, der, abgesehen von ein paar Salatblättern auf dem Boden und einem Körbchen bunter Wäscheklammern an der Wand, völlig kahl ist. Es ist noch nicht einmal zehn Uhr, doch die anderen Hausfrauen sind uns bereits zuvorgekommen. In den vermutlich aus den Sechzigerjahren stammenden Häusern ringsum, die mit ihren apricot- und pfirsichfarbenen getünchten Fassaden genauso aussehen wie unseres, hängt schon überall fein säuberlich die Wäsche in der verheißungsvoll immer wärmer werdenden Luft. Dafür ist die Sonne gut, scheint mir dieser Anblick sagen zu wollen.

Die T-Shirts werden an der Naht unter den Achseln aufgehängt, damit die Abdrücke der Plastikklammern nicht so

auffallen, die BHs dagegen an dem Bügel zwischen den großen Körbchen. All das erklärt mir Anita sanft und ohne Druck auszuüben. Vielleicht ahnt sie, dass ich nichts davon verstehe, weil wir daheim einen Wäschetrockner haben. Ich mag es, wenn sie in diesem Ton mit mir redet, als würde sie in mir etwas sehen, das es zu retten und zu formen gilt, als sei ich ein Projekt, in das es sich lohnt, Zeit und Energie zu stecken. Und sie merkt nicht oder tut so, als merke sie nicht, wie verlegen ich bin, als ich die Unterhosen ihrer Söhne und ihre schwarzen und bordeauxroten Spitzenslips aufhänge.

Mir fällt eine Wäscheklammer aus den Händen, und es dauert mehrere Sekunden, ehe der fatale Aufschlag auf dem Boden zu hören ist. Beschämt beuge ich mich hinab. Ganz unten an unserem Haus, unterhalb des Straßenniveaus, ist eine Art Tiefgeschoss in die Erde eingelassen. Ich kann eine Tür erkennen und eine Treppe, die hinunterführt, aber keinen Hof: ein in schmutzigen Zement versenktes, ungleichseitiges Dreieck, ohne Bepflanzung und ohne Anzeichen von Leben. Es ist bloß ein leerer Raum, ein Trichter, in dem sich der Schatten bündelt, ein Ort, an dem man Dinge verlieren kann.

»Das macht nichts«, sagt Anita. »Wäscheklammern haben wir genug. Aber bitte lass keine Unterhosen oder Strümpfe fallen, denn um sie wiederzubekommen, muss man runter zu Signora Assunta und sie bitten, durch ihre Wohnung zu dürfen. Sie ist eine mürrische Alte, um die man besser einen Bogen macht.«

Zum Glück hat der Verlust der Wäscheklammer nicht zum Verlust ihres Vertrauens in mich geführt. Ich beteuere ihr, dass ich nie wieder etwas fallen lassen werde. Als einzige Antwort gibt sie mir einen Klaps auf den Oberschenkel und fordert mich dann auf, mich anzuziehen, während sie kurz mit

dem Hund Gassi gehen werde, da die Sache mit den Schlap-
pen nur bis ein Uhr Zeit habe. Den Ausflug nach Gagnano
hatte ich fast vergessen.

* * *

Während wir im Auto hinauf in Richtung Gebirge fahren,
habe ich ein Gefühl in der Brust, als würde ein Gummiband
mich in die entgegengesetzte Richtung, zum Meer, hinziehen,
und als wir, auf der Höhe eines Werbeplakats, in etwa die
Stadtgrenze von Castellammare passieren, ist dieses Band bis
zum Äußersten gespannt und zerreißt plötzlich mit einem
heftigen, aber kurzen Schmerz. An seine Stelle tritt die Neu-
gierde.

Tags zuvor habe ich die Berge gar nicht bemerkt oder zu-
mindest nicht bewusst wahrgenommen. Hinter dichten
Häuserreihen aufragend und versteckt im blaugrauen Dunst,
kamen sie mir gar nicht vor wie ein Gebirge, sondern eher
wie eine Mauer aus Zement, eine unverrückbare Grenze,
hinter der es nichts zu sehen und nichts zu entdecken gibt.
Ich habe sie nur beiläufig betrachtet, wie man einen Büh-
nenhintergrund oder einen wolkenverhangenen Himmel
betrachtet. Dabei waren sie fast in jedem Winkel wie ein
Schatten präsent.

Auch jetzt ist der Monte Faito, wie Anita ihn nennt, eine
dunkle Masse: Die Sonne lugt, einer geöffneten Hand gleich,
dahinter hervor. Das einzige Detail, das ich deutlich erkenne,
ist das lange Kabel einer Seilbahn, das im Morgenlicht schim-
mert wie der Leitfaden einer Spinne in einem finsternen Zim-
mer – ein zartes Indiz für etwas, das weitaus komplexer ist.
Plötzlich fühle ich mich klein, erschrocken über meine eigene
Entscheidung, von daheim fortzugehen.

Dessen ungeachtet erklimmen wir mühelos und ohne allzu heftige Steigung die Flanke des Monte Faito. Anita erklärt mir, dass er zur Gruppe der Monti Lattari gehöre. Die Gebäude werden immer flacher, verwandeln sich in kleine Häuschen mit Garten. Autowerkstätten und Obsthändler ziehen vorbei, ein mit Plastikblumen geschmückter Friedhof.

»Als ich jung war, gab es diese Straße noch nicht«, erklärt Anita. »Man musste einen Umweg fahren.«

Je höher wir kommen, desto sanfter wird das Gelände. Die Augen gewöhnen sich an den Schatten, auf den wir zusteuern, und ich kann die Umrisse von Bäumen, ihre verschiedenen Grünschattierungen erkennen, ja sogar einen kleineren Berg, offenbar ganz in unserer Nähe, der aussieht wie eine mit Pflanzen bewachsene Pyramide. Der Gipfel des Faito ist unseren Blicken entschwunden, vielleicht fahren wir um ihn herum. Durch das heruntergekurbelte Wagenfenster höre ich ein paar Vögel, ein paar Zikaden.

Wenig später rumpeln unsere Reifen über das holprige Straßenpflaster im Zentrum von Gragnano. Anita fährt anders als gestern: Sie drückt nicht auf die Hupe, missachtet nicht die Verkehrsregeln. Mit ihrem von einer blauen Plastikspange zusammengehaltenen blonden Haar wirkt sie aufrechter, als sei sie sich ihrer Körperhaltung bewusst. Sie streicht sich den Rock glatt, steckt sich ein Lakritz in den Mund und grüßt hier und dort mit leichter Handbewegung einen Alten. Sie scheint nicht viele Leute zu kennen oder zu erkennen, aber alle wichtigen Punkte sind ihr gänzlich vertraut: die Kirche, der Metzger, die Konditorei, der Pastaladen auf der rechten und der auf der linken Seite. Man sieht, dass es diese Geschäfte schon gab, als sie noch hier lebte, denn die Ladenschilder sind allesamt alt und von der klaren Bergsonne verblichen.

Ich finde es tröstlich, dass alles so alt ist, es verleiht der Gegend, die der Verein in Berlin oder, besser gesagt, das Schicksal für mich bestimmt hat, einen gewissen Wert. Gragnano weckt in mir die Lust, zu zeichnen. Doch meine Augen verharren nicht an den Punkten, an denen ein Haus eingestürzt oder, einem faulen Zahn gleich, entfernt worden ist: Ich will nicht die Schläge sehen, die dieses Dorf einstecken musste.

»Das hier ist die Via Roma, die Hauptstraße«, erklärt mir Anita, während sie dem Rhythmus des Straßenverkehrs folgt. »Heute ist sie voll mit Autos und Leuten, die ihre Einkäufe erledigen, aber früher hing hier überall Pasta.« Sie erzählt, dass die Pasta bis vor rund hundert Jahren an der frischen Luft getrocknet wurde, an Holzgestellen, die in einer Reihe mitten auf der Straße standen. »So, wie wir heute Morgen die Wäsche zum Trocknen aufgehängt haben.« Die Via Roma sei eigens zu diesem Zweck so errichtet worden, gut der Sonne ausgesetzt und mit hohen Häusern, dicht an dicht, um den vom Meer aufsteigenden Wind zu kanalisieren. So sei ein für die Trocknung günstiger Luftzug entstanden, mit genau der richtigen Temperatur, Stärke und Luftfeuchtigkeit. All die in einer Reihe auf der Straße aufgehängten Makkaroni hätten ruhig im Meereswind gebaumelt, sanften Tieren mit langer gelber Wolle gleich, wie eine Schafherde, die soeben von den Bergwiesen hinabgestiegen sei. Später sei alles industrialisiert worden, und heutzutage gebe es speziell klimatisierte Räume zum Trocknen.

Bei ihren Erläuterungen hat Anita viele Fachausdrücke verwendet, von denen ich einige nicht verstanden habe. Keine Spur eines starken Akzents: In ihrem Geburtsort hat sie eine klare, besonnene, fast schulmeisterliche Sprechweise erlernt. Doch als würde sie plötzlich einen Zeitsprung machen, spricht sie nun wieder mit ganz anderer Stimme.

»Die zum Trocknen aufgehängte frische Pasta hat einen ganz besonderen, ein wenig säuerlichen Geruch. Wenn ich an meinen Vater zurückdenke, kommt mir selbst heute noch als Erstes dieser Geruch in die Nase. Ich musste zu Fuß durchs halbe Dorf, um zum Pastificio Aiello zu gelangen, wo er arbeitete, um ihm zu Mittag einen Teller warme Pasta zu bringen. Ich ging hinein und dann eine Treppe runter, musste achtgeben, nichts zu verschütten, vor allem wenn noch Brühe auf dem Teller war, und unten hing ganz viel Pasta zum Trocknen und verströmte diesen besonderen Geruch. Dort war mein Vater, und in seinen Augen sah ich die Freude, mich zu sehen. Dann kam der magische Augenblick seines Kusses.«

Ich frage sie nicht, wie ein Mann, der tagtäglich inmitten dieses säuerlichen Geruchs arbeitete, die Kraft aufbringen konnte, zu Mittag auch noch Pasta zu essen. Während wir uns in dem Strom der im Sonnenlicht schillernden Autos voranschieben, denke ich an meinen Vater, der in einer anderen Stadt lebt, aber Hunderte Meilen Schnellstraße zurücklegt, um mich jedes Wochenende zu besuchen. Ich denke an das Glück, sich ganz und gar geliebt zu fühlen.

»Hier ist mein Zuhause!«, sagt Anita und schlenkert mit den aus dem Wagenfenster baumelnden Armreifen, als wolle sie einen guten alten Freund begrüßen. Zum ersten Mal, seit wir im Auto sitzen, sehe ich sie lächeln.

»Wo?«, frage ich sie. Nirgendwo ist ein Gebäude. Die einzige Spur von Anitas Wohnhaus ist ein glattes, dreieckiges Mauerstück, das wie ein riesiger Pfeil zur Erde zeigt.

»Na, das Erdbeben ...«, erwidert sie in demselben knappen, aber vielsagenden Ton, in dem sie tags zuvor auf meine Frage nach den Mauerrissen geantwortet hat, als sei das ein vollständiger Satz oder der Name eines Buches, das ich zwar nicht gelesen habe, aber dessen Titel bereits alles sagt.